



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Sansara und andere Romane.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Sansara und andere Romane.

Das gesammte deutsche Publicum und mit ihm die Ausländer in nicht geringem Umfang haben sich seit 60 Jahren an Mozarts Don Juan erbaut. Die seelenvolle Musik hat den Stoff geadelt, der, wenn wir ihn für sich selbst betrachten, nicht bloß etwas Schlüpfriges, sondern zugleich auch etwas Trocknes hat. Er gehört eigentlich nicht Deutschland an. Ein Held, von dem der Bediente in jener berühmten Arie singt: jede Schürze war ihm recht; ihm war keine, keine je zu schlecht! ein solcher Held ist nicht deutsch gedacht. Wir haben ihn von unseren romanischen Nachbarn, von den Franzosen, Spaniern, Italienern überkommen. In Frankreich ist die Don Juan-Mythe mit der größten Virtuosität bearbeitet worden. Die französische Romanliteratur aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat es fast nur mit Don Juans zu thun, gleich viel ob sie dieselben Faublas oder Valmont tauft. Das Interesse der Romanschreiber an solchen Stoffen ist auch leicht zu begreifen, denn seitdem die Periode der irrenden Ritter und die darauf folgende der spanischen Spitzbuben vorüber ist, gibt es keine Menschenklasse, deren Leben zu so bunten Abenteuern Gelegenheit gibt, als die Classe der Don Juans. Abgesehen von den verschiedenen Nüancen der Liebesempfindungen, der Intriguen, durch welche man die Schönen kirt, der Verzweiflung, wenn man sie im Stich läßt, gibt es da noch nächtliche Fenstererweigungen, Duelle mit Vätern, Brüdern, Chemannern, komische Intermezzos, Gift, Dolch und was sonst zur Sache gehört. Außerdem beschränkt ein Don Juan nur selten den Schauplay seiner Thaten auf eine kleine Localität, er macht in der Regel Reisen durch ganz Europa, um dem Register seines Leporello eine größere Mannigfaltigkeit zu geben und setzt damit seinen Biographen in den Stand, eine landschaftliche Karte der verschiedensten Klimate zu entfalten, was für den Roman immer eine nicht zu verachtende Würze ist. Es ist sehr erklärlich, daß auch der spießbürgerliche Theil des Publicums sich an den Abenteuern des galanten Herrn weidlich ergötzt, gerade wie an den Türkenkriegen, wenn man sich hinter dem sichern Ofen die Zeitung vorliest, oder an Gespenstergeschichten.

Aber so sehr man sich für die Person des Abenteurers interessirt, der so bunte Schicksale durchmachte, in einem Punkt war doch das Publicum vollkommen einig, daß ihn zuletzt der Teufel holen müsse. Und in der That holt ihn zuletzt immer der Teufel. Wenn ihm auch nicht die natürlichen Folgen seiner Handlungen über den Kopf wuchsen, wenn er der Blutrache, der Polizei und der Justiz entging, so öffneten sich zuletzt die Pforten der Hölle, die Geister der verschiedenen Opfer stiegen daraus hervor und Don Juan konnte seinem Schicksal nicht entgehn. Selbst bei den Franzosen in ihrer Periode

der ärgsten Verwilderung ist der Ausgang fast immer tragisch und die deutschen Dichter, die meistens dem Bürgerstand angehörten und denen es doch bedenklich vorkommen mußte, dem reichen liederlichen Adel das Heiligthum ihrer Familie gar zu unbedingt Preis zu geben, dachten in diesem Punkte sehr streng. Wenn der Junker von Falkenstein der Pfarrerstochter von Taubenhain zurief: „Lieb Märchen, so wars nicht gemeint, wenn dir mein schmucker Jäger gefällt, so laß ichs mir kosten ein gutes Stück Geld, dann können wirs weiter so treiben!“ wenn der Junker sich so ausdrückte, so war der Dichter keineswegs damit einverstanden, er verfehlte niemals seine sittliche Entrüstung so laut als möglich an den Tag zu legen.

Jetzt hat sich die Stimmung geändert, man findet, daß gegen den Junker von Falkenstein nichts einzuwenden sei, und das Nöschchen muß sich damit zufrieden geben, die Umarmungen eines Halbgotts genossen zu haben. Der neue Roman Alfred Meißners, der uns vorliegt, die Sansara (4 Bde. Leipzig, Herbig) beginnt mit einer Geschichte, die sehr lebhaft an die Ballade von Taubenhain erinnert. Ein Don Juan von echtem Wasser, schön, muthig, entschlossen, reich, Besitzer von so und so viel Schlössern in Böhmen, entführt unter erschwerenden Umständen ein steiersches Fischermädchen, indem er bei der Gelegenheit noch einigen adeligen Fräulein das Herz bricht: nämlich gleichzeitig drückt er verschiedenen Damen seine glühende Liebe aus und bringt sie dadurch aus ihrer sittlichen Ordnung. Nachdem er nun das Fischermädchen einige Monate lang einsam auf seinem Schlosse gehalten, erklärt er ihr eines Morgens, sie langweile ihn, sie könne gehn; er wolle sie übrigens nicht im Stich lassen: „wenn dir mein schmucker Jäger gefällt, so laß ichs mir kosten ein gutes Stück Geld u. s. w.“ Dies Factum veranlaßt Alfred Meißner zu folgenden Bemerkungen. „Sollte man glauben, daß eine Leidenschaft, welche in so hohen Wellen brauste, wie die Hostiwins, welche auf der Höhe ihrer Empfindung es wahr und ehrlich meinte, welche alles vergaß, alles aufs Spiel setzte, um ihr Ziel zu erreichen, so bald in Sättigung übergehn, so bald in jenen Ueberdruß versinken könne, in welchen wir Hostiwin zu Anfang dieser Erzählung finden? Doch ist es so. Für diesen Menschen ist das Ziel nichts mehr, wenn er es erreicht hat. Jede Liebe scheint ihm die letzte, die tiefste und glühendste seines Lebens, die, die sein Wesen ausfüllen soll; jede labt ihn nur kurz und läßt ihn nur wieder durstiger fahren. Tausend Ströme fallen ins Meer und füllen es nicht. . . Hostiwins Liebe ist eine unermessliche Sehnsucht und diese Sehnsucht stirbt, wenn sie ihr Ziel erreicht hat, stirbt, um wieder neu zu erstehen. Wol ist er, wie er es vorhergesagt hat, eines Tages müde und wie verwandelt aufgestanden, aber nicht um sich fester mit Gilly zu verbinden, nein, um sie zurückzustoßen. Diese fast ideale Schönheit reizt ihn nicht mehr, sie ist ihm ein Bleigewicht an den Schwingen,

und nach neuen Fahrten, neuen Sternen und Blumen, neuen Stürmen und Brandungen und neuer Wonne sehnt sich sein Herz. Der Mensch, wie ihn die Natur in der unendlichen Mehrzahl schafft, wird die Natur eines Eroberers, eines Napoleon z. B. nie begreifen. Mit welchem Maß soll er an diese dämonische Brust herantreten? Er hatte doch wahrlich als Consul genug erreicht! Hatte er nicht die Wahl unter den Töchtern der Senatoren? War sein Name nicht groß genug, sein Einfluß nicht mächtig genug? Was bringt einen Menschen dazu, das Feldbett zu wählen statt der Dunen, ein Leben zu wagen, das bereits so viel besitzt, Friedensverträge zu zerreißen, fortzustürmen von Reich zu Reich in eine Unermeßlichkeit hinein, die ihn zuletzt verschlingen muß? der Moralist zuckt mit den Achseln und sagt: diesem Menschen fehlt die Begrenzung. Aber dieser Tugendhaften, die sich selbst begrenzen, ist die Welt voll, wenn die Geschichte sie auch nicht kennt und die Poesie sie nicht brauchen kann . . .“

Diese und ähnliche Ansichten finden wir bereits in Hofmanns Phantasiestücken; jenem Buch, welches zuerst den Don Juan-Cultus aufrichtete und die Romantik der Niederlichkeit verherrlichte. Es ist schlimm, daß in Deutschland jeder gute und schlechte Einfall bald zu einer Doctrin abgerundet wird. Es ist nicht das natürliche Gefühl, welches Alfred Meißner zu jenem Dithyrambus bestimmt, sondern die Doctrin, wie er sie aus Hofmann und Heine gelernt hat. Daß sein natürliches Gefühl viel besser ist als seine Doctrin, davon werden wir uns sofort überzeugen, so bald wir den Schluß seines Romans ins Auge fassen. Nachdem Don Juan Hostwin einige Jahre in gelinder Blasirtheit zugebracht, nachdem sein dämonischer Trieb der Leidenschaft sich in matte Zerstreuungssucht abgeschwächt hat, begegnet ihm ein Weib, in dem er sein Ideal zu erkennen glaubt; möglich, daß er sich darin täuscht, wie in seinen frühern Liebesversuchen, jedenfalls ist sein Gefühl diesmal von Heirathsgedanken begleitet. Er macht der Dame einen Antrag und erfährt zu seinem Erstaunen und seinem Schmerz, daß sie nicht mehr Wärme des Herzens genug besitze, um einen Mann wahrhaft lieben zu können. Sehr niedergeschlagen reißt er ab und begegnet auf einer Alp dem Bruder eines Mädchens, das durch seinen Verrath elend ums Leben gekommen. Dieser will sich rächen und den Verführer in den Abgrund stürzen.

Dies war der natürliche Ausgang der Sachlage, der zugleich die poetische Stimmung vollkommen befriedigt haben würde, der Ausgang, den des Dichters natürliches Gefühl ihm eingab; aber nun kommt die Doctrin dazwischen, Don Juan soll ja eben verherrlicht, seine Existenz als die normale dargestellt werden. Das Attentat mißlingt, Don Juan wirft seinen Gegner in den Abgrund. Nun ist es aber wieder mißlich, daß auf der Seele des Helden eine neue Blutschuld lasten soll. Hier findet Meißner einen ganz wunderlichen Ausweg.

Hofstwin zeigt die Thatsache bei den Gerichten an, diese untersuchen die Localität und finden, daß der Mann, wenn auch sehr zerschlagen, noch lebt. So findet Hofstwin Gelegenheit, ihn im Lazareth zu pflegen, und sich bei den Behörden dafür zu verwenden, daß er für seinen Mordversuch einige Jahre Zuchthaus weniger erhält. Der unglückliche Rächer seiner Schwester ist auch ganz gerührt, und vergibt dem Verführer im Namen derselben. Um nun mit vollkommener Befriedigung abzuschließen, besinnt sich auch jene Dame, daß sie doch noch ein Herz habe, die Beiden heirathen sich und leben glücklich.

Auch dieser, gelinde gesagt, sehr unschöne Schluß zeigt doch wieder, daß das natürliche Gefühl des Dichters besser ist als seine Doctrin. Wo bleibt denn nun seine Theorie von der Liebe, die immer einen neuen Gegenstand sucht und gesättigt ist, sobald sie ihn findet? Hofstwin tritt ja in die Reihe der Philister ein, und die Moral, die man allenfalls aus der Geschichte ziehn kann, daß es für die Solidität eines Ehemannes gut ist, wenn er sich vorher tüchtig ausgetobt hat, ist jedenfalls eine spießbürgerliche Moral.

Wir haben zu sehr das Vorbild der Franzosen im Auge, die ohne Interesse für die Arbeit und den Ernst des Lebens nur die rein genießende Aristokratie zeigen. Diese Aristokratie, wie sie Alfred Meißner schildert, ist eine recht unsaubere Welt, nicht viel besser als die *demi monde* und eigentlich nur durch soliden Grundbesitz von ihr unterschieden. Wir sollten, wenn nicht aus der Anschauung des Lebens, doch wenigstens aus dem Studium des englischen Romans lernen, daß es noch andere Schichten der Gesellschaft gibt, in denen jene Genze der Begierde, die Meißner so sehr verachtet, durch die Natur vorgezeichnet ist, in der die Sittlichkeit mit der Sitte zusammenfällt, und in welcher der Inhalt des Lebens noch andere Dinge umfaßt, als Jagd, Clavier-spiel und Galanterie. Diese Gesellschaft ist freilich wenig romantisch und für den Roman nur ausnahmsweise geeignet, aber sie ist der feste sittliche Boden, aus dem die Romantik aufblühen muß, wenn sie nicht eine schwindstüchtige Treibhauspflanze sein soll.

Die falsche Tendenz des Romans mußte scharf hervorgehoben werden, weil sie mit ihren Fasern tief in den Zusammenhang des Ganzen verflochten ist. Der Roman hat aber noch eine andere erfreuliche Seite. Alfred Meißner hat darin die Vielseitigkeit seines Talents nach einer neuen Richtung hin entfaltet. Er hatte zuerst mit seinen lyrischen Gedichten Beifall gewonnen, seine Dramen, obgleich ihre Wirkung durch eine falsche und schädliche Tendenz verkümmert war, verriethen einen ungewöhnlichen theatralischen Verstand und die Fähigkeit natürlich zu sprechen, die bei einem Lyriker unsrer Tage selten genug ist. Der Roman ist von Seiten des dabei angewandten Talents betrachtet, ein sehr bedeutender Fortschritt. Daß die Composition nicht ganz befriedigt, liegt zum Theil schon am Stoff, dem die Einheit fehlt. Dagegen ist die

Erzählung lebhaft, trotz aller Verwicklung durchsichtig und anziehend. Der Dialog in den meisten Fällen natürlich und frei von aller Pedanterie; einzelne Scenen, namentlich da, wo eine landschaftliche Decoration die Seelenstimmung unterstützt, glänzend ausgeführt; so namentlich die erste Episode, die auch wol die Krone des Ganzen bleiben möchte. Es ist ferner dem Dichter gelungen, seinen Figuren eine kenntliche Physiognomie zu geben, was um so verdienstlicher ist, da die Herrschaften in der großen Welt viel ähnliches haben; und dabei sieht man, daß die Charakteristik ihm natürlich ist, daß er sie nicht erst auskünsteln darf. Freilich wäre mitunter der psychologischen Analyse eine größere Tiefe zu wünschen; aber diese wird sich erst dann einstellen, wenn Meißner sich daran gewöhnt, ernster zu denken. Bis dahin möchten wir ihm den Rath geben, alle Reflexionen zu vermeiden, oder sie nachträglich zu streichen. Auch diesmal hat er seinen Helden einige Bemerkungen über deutsche Politik in den Mund gelegt, die zwar in der entgegengesetzten Richtung seiner frühern socialistischen Versuche gehn, aber um kein Haar breit verständiger sind. In solchen Dingen soll man nicht dem ersten besten Einfall nachgeben, nur das wirkliche Wissen befähigt zu einem politischen Urtheil. Wozu soll auch alle Welt raisonniren? Es ist in Deutschland genug philosophirt worden und wer wie Meißner die schöne Gabe der Erzählung und Darstellung besitzt, kann sich auch ohne unnützes Raisonnement die Menge zu aufrichtigem Dank verpflichten.

Wir knüpfen an diese Besprechung der *Sansara* die Anzeige einer zweiten Dichtung, deren Verfasser ein ähnliches descriptives Talent besitzt und schon glänzende Proben davon abgelegt hat. Unterm Krummstab, in Zwing und Bann, Roman von Robert Waldmüller. (Leipzig, Fleischer.) Der Roman spielt im 16. Jahrhundert und zeichnet, indem er das Klosterleben zu Grunde legt, die verschiedenen sittlichen Erscheinungen in der Schweiz, Deutschland und Italien, die damit im Zusammenhang stehn. Was bei dem Roman zunächst auffällt, sind die sorgfältigen und gründlichen Detailsstudien des Verfassers. Er hat sich von den Sitten, Gewohnheiten und Rechtsgebräuchen jener Periode eine so vollständige Kenntniß erworben, daß ein Gelehrter ihn darum beneiden könnte, und er hat sie so klar auseinandergesetzt, daß man sie gewissermaßen aus ihm studiren kann. Mit einer nicht geringen Kraft der Schilderung begabt, fehlt es ihm auch an Erfindung nicht, es ist daher sehr zu beklagen, daß es ihm nicht gelungen ist, das eine mit dem andern zu einem organischen Ganzen zu verbinden. Bei seiner Entwicklung der Rechtsgewohnheiten muß man sich nicht selten fragen, was sie eigentlich im Zusammenhang sollen, und da der Romanleser mit Recht von dem Dichter verlangt, er solle alle seine Wissenschaft und Kunst nur dazu anwenden, ihm den Gegenstand, die Handlung deutlich und anziehend zu machen, so wird er bei diesen Excursen, für die er in Beziehung auf das, was ihm die Hauptsache ist, keinen Zweck abseht, nicht

Digitized by Google

selten ungeduldig. Die erste Pflicht des historischen Romanschreibers ist freilich, sich so in die Quellen zu vertiefen, daß er ganz darin zu Hause ist, aber die zweite, unter dem, was er weiß, eine Auswahl zu treffen, ist für das Kunstwerk ebenso wichtig.

Noch erwähnen wir zwei sehr lesbar geschriebene Volksbücher von Heinrich Schwendt, (Leipzig, Schlicke): Daheim ist doch Daheim; Nordamerikanische Bilder aus dem Leben deutscher Auswanderer und: Aus alter Zeit; zwei Wartburggeschichten (die heilige Elisabeth und Martin Luther.)

Hier möge noch die Erwähnung eines ansprechenden und gemüthlichen Büchleins Platz finden: Deutsche Siege. Oestreichische und preussische Soldatengeschichten von Julius Gaudling. 2 Bd. Leipzig, Costenoble.

Deutschland im achtzehnten Jahrhundert.

2.

Wir haben im vorigen Heft die allgemeinen Züge zu geben gesucht, welche die politische Gestaltung Deutschlands im 18. Jahrhundert bezeichneten, sehen wir jetzt noch etwas näher nach dem Inhalte dieses Rahmens, wie sich nämlich die Volkskraft im Dienste der herrschenden Kreise gestellt. Es ist wesentlich die Stellung der Masse des Volkes, welche den Kulturzustand bezeichnet, und grade dadurch steht unsere Zeit auf einer so viel höhern Stufe, daß die Gesamtheit der Staatsbürger weit mehr in Betracht kommt und einwirkt. Das achtzehnte Jahrhundert ist vielleicht reicher an einzelnen hervorragenden Männern, aber sie erschienen doch zum guten Theil deshalb groß, weil das allgemeine Niveau der Bildung so tief lag. Die herrschenden Kreise waren damals alles und hatten jene Ausschließlichkeit und Vornehmheit angenommen, welche die natürliche Folge der Absperrung von dem allgemeinen Leben der Nation ist, von Adel oder nicht, das war die große Frage und je nach der Entscheidung gehörte man zu den Jemanden oder Niemanden; die Loslösung dieses Geburtsstandes von allem politischen Verufe und das Streben nach Vorrechten und Befreiungen von gemeinen Lasten nahm ihm alles Aristokratische und konnte ihn nur verhaßt machen. Die erleuchtetsten Regenten der Jahrhunderte theilten meist diese Ansichten und behielten dem Adel alle bedeutenden Stellen im Heer und Staatsdienst gesellig vor; wenn Friedrich der Große selbst meinte, dem Adel bliebe keine andere Zuflucht, als sich